13. Jahrgang
Nr. 27

Erscheint alle
14 Tage

Jungen und Mädel! Wieder überraschen wir euch mit einem großen, interessanten

Preisausschreiben! 5000 wertvolle Preise!

Eine Prämie von 1000 (tausend) Mark

für Knaben:	Außerdem	für Mädchen:
1. Preis . . . 100 RM.		1. Preis . . . 100 RM.
2. Preis . . . 75 RM.		2. Preis . . . 75 RM.
3. Preis . . . ein Fahrrad		3. Preis . . . ein Fahrrad
4. bis 8. Preis je eine Taschenuhr (echt Silber)		4. bis 8. Preis je eine Armbanduhr (14kar. Gold)

ferner 12 Stabilbaukasten, 12 Handarbeitskasten, 25 Fußbälle, 25 Handbälle, 50 Tischtennis, 20 Sportbälle, 250 „Hela"-Modellbaukasten, 400 Füllfederhalter mit 14kar. Goldfeder, 100 Ledernotizbücher (mit Füllbleistift), 1000 Füllbleistifte, 1000 Taschenmesser, Briefmarkensammlungen, Kalender.

Alle seid ihr eingeladen, und alle müßt ihr mitmachen. Schaut euch nur erst einmal die Liste der Preise an. Schlägt da nicht euer Herz höher?

Dieses Preisausschreiben ist kein — wie wir es ursprünglich beabsichtigten — Serien-Preisausschreiben. Es wird nicht über mehrere Hefte der „Rama-Post" verteilt werden. Es wird nur in dieser, der vorliegenden Nummer des „Kleinen Coco" und in der nächsten Nummer vom „Lustigen Fips" (Nr. 19) erscheinen.

Hier die Aufgabe, die ihr lösen sollt:

Ein Vater hinterläßt seinen vier Söhnen einen Garten in der Form eines großen Rechteckes. In diesem Garten gibt es nur vier Bäume.

In seinem Testament bestimmt der Vater, daß jeder der Söhne ein gleich großes Stück Garten erhalten soll, das die gleiche Form haben muß und je einen Baum trägt.

Als die Söhne den Garten dem Wunsch des Vaters entsprechend teilen wollen, finden sie, daß dies gar nicht so einfach ist. Sie müssen sehr lange rechnen. Schließlich aber gelingt es ihnen doch. Wie sie den Garten geteilt haben, das zu finden, das ist die Aufgabe unseres heutigen Preisausschreibens.

Auf der nebenstehenden Seite findet ihr, in die Postkartenvorlage eingezeichnet, die Skizze dieses Gartens. Er stellt ein Rechteck dar, an dessen einem Ende die vier Bäume stehen. Betrachtet euch diese Zeichnung genau. Die Aufgabe ist, so schwer sie auf den ersten Blick erscheinen mag, sehr leicht.

Weil sie aber gar so leicht ist, fügen wir ihr eine Bitte bei, nämlich die Bitte um Beantwortung der auf der nebenstehenden Postkarte bezeichneten Fragen.

Wir sind neugierig und möchten gerne mehr über euch wissen. Darum stellen wir diese Fragen, die euch betreffen, und die ihr beantworten sollt.

Lest diese Fragen genau durch und beantwortet sie recht kurz und recht deutlich geschrieben.

Auf der nebenstehenden Seite zeigen wir euch, wie wir die Einsendung der Lösung und die Beantwortung der Fragen gerne hätten. Wir haben hier Vorder- und Rückseite einer Postkarte abgebildet, die euch als Vorlage dienen soll. Macht es genau so, zeichnet sowohl die Skizze des Gartens als auch die Rückseite der Postkarte genau ab.

Und beachtet stets: die Lösung der Aufgabe ist nur gültig, wenn alle Fragen beantwortet sind. Eine Auflösung der Preisaufgabe ohne Beantwortung der Fragen ist ungültig. (Allerdings ist die Art der Fragebeantwortung, also, ob ihr im einen oder andern Falle „Ja" oder „Nein" schreibt, ohne Einfluß auf die Preisbewertung. Nur der Wahrheit müssen die Antworten entsprechen.)

An der Preisverteilung nehmen also teil: alle richtigen Lösungen der eigentlichen Preisaufgabe, welche die Beantwortung aller Fragen enthalten.

Als letzter Tag für die Einsendung der Lösung und die Beantwortung der Fragen gilt der **30. Oktober 1930.** Einsendungen, die später einlangen, nehmen an der Verlosung nicht teil. Dieses Preisausschreiben gilt nur für Leser und Leserinnen bis zum 15. Lebensjahr.

Und nun an die Lösung!

Wenn ihr also die Lösung gefunden habt, dann zeichnet euch eine Postkarte nach nebenstehendem Muster, tragt die Lösung ein, beantwortet die Fragen und — hinein mit der Karte in den Postbriefkasten! 5000 Preise warten auf euch!

Wenn mehr richtige Lösungen eingehen, als Preise zur Verfügung stehen, werden die Preise verlost. **Die Verlosung geschieht unter Aufsicht eines Notars.** Die Entscheidung ist unwiderruflich.

Die Preisträger werden von uns sofort brieflich verständigt. Die Preise werden ihnen absolut gratis und portofrei zugestellt.

Wer bis zum 30. November 1930 keine Verständigung erhält, kann annehmen, daß er bei diesem Preisausschreiben vom Glück nicht begünstigt wurde.

Vorderseite

Wie muß der Garten geteilt werden?

Name: .....

Alter: .....

Adresse: .....

8-Pfennig-Marke

An die

„Rama-Post"

Berlin C2

Unionhaus. Burgstraße.

Rückseite

Frage	Antwort
1. Sammelst du die Hefte der „Rama-Post"? Hast du schon sehr viele Hefte?	1.
2. Würdest du traurig sein, wenn es keine „Rama-Post" gäbe?	2.
3. Liest du auch die „Blauband-Woche"? Welche gefällt dir besser, „Rama-Post" oder „Blauband-Woche"?	3.
4. Nächstes Jahr wird die „Rama-Post" wohl nicht mehr gratis verabfolgt. Bist du bereit, dafür 10 Pfennig oder 15 Pfennig zu zahlen?	4.
5. Wäre es dir lieber, wenn künftig aus „Rama-Post" und „Blauband-Woche" **eine** Zeitung gemacht wird?	5.
6. Holst du deine Zeitung selber vom Kaufmann oder bringt Mutter sie mit?	6.
7. Wird die „Rama-Post" in deiner Klasse im Unterricht verwendet?	7.
8. Wird Mutter weiter „Rama" kaufen, wenn deine „Rama-Post" 10 Pfennig kostet?	8.

Eine phantastische Erzählung von Walter Heichen

Inhalt des ersten Teils. Der Astronom Professor Euler entdeckt einen neuen Stern, der nach seinen Berechnungen an einem bestimmten Tage die Bahn der Erde kreuzen und mit ihr zusammenprallen muß.

Peter Flamm, ein großer Techniker und Erfinder, hat sich ein Raumschiff gebaut für die Fahrt in die Sonnenwelt. Flamm will nun sein Raumschiff dazu benutzen, dem Weltuntergang zu entrinnen. Ein Abenteurer namens Jupp Roboter belauscht das Gespräch der beiden Gelehrten und beschließt, mit dem Raumschiff zu entfliehen. Während Flamm von Professor Euler Abschied nimmt, schleicht sich Roboter an Bord und setzt das Schiff in Bewegung. Der Diener Flamms, der sich schon im Innern des Schiffes befindet, wird von Roboter zur Mitfahrt gezwungen.

Roboter und Franz landen glücklich auf Sigma. Sie werden von den Sigma-Menschen überfallen. Franz vermag im letzten Augenblick noch auf dem Raumschiff zu entfliehen. Roboter wird gefangengenommen.

Bisheriger Verlauf des zweiten Teils. Roboter erwacht aus seiner Betäubung. Er ist Gefangener der Sigma-Menschen, die ihn für ein übernatürliches Wesen halten. Roboter wird dem Sigma-Fürsten vorgeführt, der sich mit ihm in der Zeichensprache unterhält. Später wird er mit den Höhlenwohnungen der Sigma-Menschen bekannt und in eine solche auch eingekerkert. Nun versucht Roboter die Höhle mit den wenigen Sachen, die ihm verblieben sind, wohnlicher zu machen.

So lebt er nun allein auf dem neuen Stern, inmitten dieser Urwesen, die vom Erdmenschen und seinen Künsten nichts wissen. In Steinhöhlen hausen sie, aus Stein sind ihre plumpen Gerätschaften. Ihr Äußeres, der stark behaarte Körper, die dicken Stirnwülste, die langen Arme haben etwas Affenartiges. Im Grunde ihres Herzens aber sind sie gutmütig, und wenn sie auch dem großen weißen Fremdling mit Mißtrauen begegnen, so tun sie ihm doch kein Leid an. Mit der Zeit weiß er durch allerlei kleine Künste, die er sie lehrt, ihre Freundschaft zu gewinnen. Er fertigt ihnen Bogen und Pfeile, Speere und Blasrohre und macht sich damit namentlich die Jugend zu treuen Anhängern. Über dem allen kann er seine alte Heimat nicht vergessen, immer noch hegt er die sehnsuchtsvolle Hoffnung, das Raumschiff Flamms, auf dem Franz inzwischen zur Erde zurückgekehrt ist, werde eine zweite Fahrt unternehmen und ihn befreien.

2. Fortsetzung

Was stand da auch alles drauf! Besprechungen von Theatervorstellungen, von Konzerten und neuen Filmen, Berichte über Ausstellungen, über bedeutende Erfindungen der letzten Tage, Aufzählung von Verkehrsunfällen, politische Nachrichten, kleine Mitteilungen über interessante Ereignisse aus aller Welt.

Aber das Beste kam am Schlusse. Da fand er in fetter Schrift die Worte:

„Wir haben all dies sozusagen gewohnheitsmäßig noch einmal aufgeführt. Aber wozu eigentlich noch sich mit Dingen beschäftigen, die in kurzer Zeit nicht mehr sein werden? Professor Euler hat jetzt den Tag errechnet, an dem der von ihm entdeckte Stern mit unserer Erde zusammenstoßen wird. Wir haben es hier nicht mit der phantastischen Prophezeiung eines Faselkopfs zu tun, sondern mit der mathematisch genauen Kalkulation eines berühmten und zuverlässigen Gelehrten, von dem die Welt sagen darf, daß er sich in seinen Berechnungen noch nie geirrt hat. Es hat keinen Zweck mehr, gegenüber der furchtbaren Tatsache des nahe bevorstehenden Weltuntergangs den Kopf wie der Vogel Strauß in den Sand zu stecken. Binnen einer Woche, von heute ab, wird die Erde und mit ihr die Menschheit und alles, was sie in Millionen von Jahren errungen hat, aufhören zu existieren. Wir können unsere Hoffnung nur auf Gott setzen, der mit einem Wink seiner Hand das Unheil abwenden kann. Nur noch auf ein göttliches Wunder können wir vertrauen, und all unser Dichten und Trachten muß darauf gerichtet sein, sich eines solchen Wunders würdig zu zeigen. Ruhe und Gottvertrauen bis zum letzten Augenblick — das soll unsere Losung sein!“

Das Blatt entfiel der Hand Roboters.

„Ja!“ murmelte er vor sich hin, „ich habe nur an Euler geglaubt — der Gedanke an ein Wun-

der des Allmächtigen ist mir nie gekommen. Drum bin ich jetzt hier! — Zur Strafe? — Gleichviel! Ich will jetzt meine Zuversicht auf Gott stellen und keine Nacht zur Ruhe gehen ohne ein Gebet an ihn um Hilfe in meiner Not. Vielleicht geschieht es dann doch, daß Franz wiederkommt!"

Er ordnete seine Siebensachen säuberlich in der kleinen Höhlung, blies die Kerze aus, versteckte auch sie und schloß alles mit dem ausgebrochenen Stein ab. Die Fugen glättete er sorgsam mit der Hand, um alle Spuren des Eingriffs zu verwischen. Dann trat er vor seine Höhlung hinaus. Es war inzwischen Nacht geworden, keiner von den Sigmamenschen trieb sich noch draußen umher, tiefe Stille lag über den Terrassen, das Gestein schimmerte im Mondlicht gespenstisch weiß. Gelblich hell schwamm im dunkeln Äther der Ball der fernen Erde. Er sah im Geiste die Stadt vor sich, aus der er geflüchtet war, die grell erleuchtete lebendige Nacht, mit dem Lichtmeer der Laternen und der Bogenlampen auf

Stück für Stück halfen sie ihm Baustoff herantragen, obgleich sie den Sinn seiner Arbeit nicht begriffen

Er beugte sich vor, faßte mit der Hand danach und riß mit einem Schmerzensschrei die Finger zurück

den Straßen, mit dem bunten Reklameflimmer an den Giebeln der Häuser, dem frohen Treiben der Menschen, die, vom Alpdruck des Weltunterganges befreit, wohl mehr als sonst dem Vergnügen nachgingen, mit den hin und her rasenden Automobilen, den dröhnenden Autobussen, den rasselnden Straßenbahnen. Und doch schimmerte der Erdenstern, größer zwar als alle übrigen, so still und friedlich am ruhigen Nachthimmel wie die anderen.

Wie kurz, wenn er sie mit dem Blick abmaß, erschien die Strecke, die der Saphir in kühner, tagelanger Fahrt durchmessen hatte! Würde Flamms Schiff diesen verwegenen Flug noch einmal wagen? Und wann? Wie lange mußte er sich gedulden? Wie lange wohl dieses armselige, halb tierische Leben ertragen? Wie lange sein Herz von Sehnsucht verzehren lassen? Er faltete unwillkürlich die Hände und schickte sein flehentliches Gebet zum Lenker der Sternenwelt, die rings über ihm funkelte.

Dann kroch er in die Höhle zurück und warf sich auf sein hartes, dürftiges Lager.

Drittes Kapitel

In den nächsten Tagen lernte Roboter durch seine kleinen Gespielen die Sprache dieses Sigmastammes kennen und sich mit ihnen verständigen. Dabei erfuhr er, daß die Kenntnis ihrer Welt kaum über den Umfang ihres eigenen Gebietes hinausging. Es gab noch vier oder fünf ähnliche Niederlassungen, wie die Höhlenstadt auf den Terrassen, deren Bewohner dem gleichen Oberhaupt untertänig waren. Sie bildeten zusammen eine Art Schutz- und Trutzgemeinschaft. Was jenseits des großen Sees lag, wußten sie nicht, denn die Kunst, das Wasser zu befahren, war ihnen fremd. Aber hinter den weiten Waldungen, die zu ihrem Gebiet gehörten, hauste ein anderer Stamm, mit dem sie in Feindschaft standen, und den sie fürchteten. Zu kriegerischen Zusammenstößen mit ihm war es schon öfters gekommen. Er bewohnte eine umfangreiche Strecke flachen Landes, und sie nannten ihn deshalb das Volk der Tiefe. Zwischen ihm und dem Volk der Berge, wie sie selber hießen, lag — gleichsam als neutrale Zone — eine Wüste, von der sie nur wenig zu wissen schienen. Indessen konnte Roboter aus den Angaben seiner kleinen Gewährsleute schließen, daß dort Wasser und Nahrung schwer zu finden seien.

Dies alles brachte ihn von dem Gedanken an eine Flucht ab. Da er keine Aussicht hatte, sein gegenwärtiges Los mit einem besseren zu vertauschen, erschien sie ihm als nutzloses Unterfangen. Für einen einzelnen Menschen, ohne Pferd, Tragtier und hinreichende Ausrüstung, war sie zudem doch wohl ein allzu gefahrvolles Wagnis Er entschied sich dafür, sein Schicksal, so schwer es war, in Geduld zu ertragen. Bewegungsfreiheit ließ man ihm nach wie vor. Die älteren Leute kümmerten sich, nachdem ihre erste Neugierde gestillt war, fast gar nicht mehr um ihn; sogar die Wächter, die ihm gestellt waren, begannen ihren Dienst leichter zu nehmen. Insofern also gestaltete sich seine Lage mit jedem Tage erträglicher. Er durfte ungehindert am Strande des Sees spazierengehen, baden, den Wald durchstreifen und auf die Berge steigen.

Statt an Flucht zu denken, beschloß Roboter, sich eine menschenwürdigere Wohnung zu bauen. Am Gestade des Sees, vor einer stillen Bucht, fand er einen geeigneten Standort. Steine gab es in nächster Nähe genug, und seine kleinen Freunde waren ihm bereitwillige Handlanger. Stück für Stück halfen sie ihm den Baustoff herantragen, obgleich sie den Sinn seiner Arbeit nicht begriffen. Nach einigen Tagen kamen auch ältere Leute hin, sahen eine Weile zu und entfernten sich gleichgültig wieder. Es war ein mühseliges Schaffen. Oft kostete es ganze Stunden, unpassende Steine zu einigermaßen gleicher Form zu behauen. Als endlich die vier Mauern aufgerichtet waren, umschlossen sie einen einzigen viereckigen Raum, dessen Boden Roboter mit sorgsam ausgesuchten, glatten Fliesen belegte. Nun kam das Dach an die Reihe, und das machte ihm wiederum große Schwierigkeiten. Bretter konnte er sich nicht herstellen, er mußte sich mit dicken Ästen behelfen, die er im Walde zusammensuchte und zu gleicher Länge beschnitt. Die Ritzen im Dach und an den Wänden verstopfte er mit Gras und Moos. Ein breiter und ein schmalerer Baumstumpf, die er beide an der oberen Fläche mit einem scharfen Stein glatthobelte, dienten ihm als Tisch und als Stuhl. Quer über den Eingang spannte er ein Stück Bindfaden, an den er lange Streifen einer binsenartigen Pflanze aufhängte, die er an der Sonne hatte trocknen lassen.

Inzwischen hatte es sich in der Wohnburg herumgesprochen, was der weiße Fremdling da unten trieb, und als das kunstlose Gebäude fertig war, kam der König, um es sich anzusehen. Auf den ersten Blick schien es ihm gut zu gefallen. Die vier sauber und fest zusammengefügten Steinwände erregten seine Bewunderung. Er betrachtete eine ganze Weile die an der Vorderseite aufgestellte, aus Ästen gebaute kleine Bank und den Vorhang aus Baumrinde. Er befühlte die Streifen und erkannte sogleich den Stoff, aus dem sie bestanden, aber noch nie war er oder irgendeiner seiner Leute auf den Gedanken gekommen, daß man Rinde auf diese Weise zerschneiden und zu langen Fäden verwandeln könne, die so trocken und fest waren wie Tierhaut. Dann trat er hinein, bestaunte den glatten, mit weichem Sand bestreuten Boden, setzte sich auf den Stuhl und legte die haarigen Hände auf den schön geglätteten Tisch.

„Paß auf, Jupp!“ dachte Roboter bei sich. „Jetzt wird er dein Haus in Beschlag nehmen und zu seinem Palast machen. Dich schickt er in dein Erdloch zurück, und du hast umsonst gearbeitet! Du mußt ihm einen Schreck einjagen, daß er davonläuft und das Wiederkommen vergißt!“

Er hatte im Laufe des Tages seine Siebensachen aus der Höhle geholt, um sie in seiner neuen Behausung zu verwahren. Jetzt zog er, dem Sigma-Mann den Rücken kehrend, geschwind den Kerzenstumpf aus der Tasche, zündete ihn mit einem Streichholz an und stellte ihn mitten auf den Tisch. Der Kunstgriff glückte. Der Sigma-Mensch sah auf, starrte mit offenem Munde das kleine Licht an, das für ihn etwas ganz Neues und Unbegreifliches war. Wofür mochte er es halten — für ein Stück von der Sonne, die am Himmel schien, oder für einen jener hellen Punkte, die er des Nachts hoch oben in der Luft schimmern sah? Er beugte sich vor, faßte mit der Hand danach und riß mit einem Schmerzensschrei die Finger zurück. Dabei verlor er das Gleichgewicht und purzelte rücklings

zu Boden. Roboter löschte rasch die Kerze aus und ließ sie verschwinden. Der Sigma-Mann war sofort wieder auf den Beinen, schielte nur noch einmal scheu nach dem Tische hin, auf dem jetzt nichts mehr zu sehen war, und stürzte mit entsetzter Miene hinaus.

Das ganze Volk, das mit ihm hinuntergekommen war, um die neue Wohnung des weißen Fremdlings zu besichtigen, zog hinter ihm drein, aber er sprach mit keinem seiner Leute ein Wort. Die Hand, die ihm wehtat, ballte er zur Faust zusammen und ließ sich den Schmerz nicht merken. Auch für ihn war jedoch der Schmerz das wenigste, ihn beschäftigte nur die unbegreifliche Art, wie er dazu gekommen war, und die Art der Wunde selbst. Denn das war kein Stich, kein Schnitt, und es floß auch kein Blut — und dennoch fühlte er, daß er mit den Fingern seiner rechten Hand nicht zufassen könne. Und was war das für eine seltsame Erscheinung gewesen, nach der er gegriffen hatte? Wenn ihm ein anderer ein solches Erlebnis erzählt hätte, er würde nicht daran geglaubt haben.

Oben in der Wohnburg zog er sich in seine Höhle zurück und blieb den ganzen Tag unsichtbar. Seine Gedanken kreisten fortwährend um das merkwürdige Ding, das er auf dem Tische des Fremden gesehen, das so plötzlich dagewesen und mit einem Male wieder verschwunden war — um dieses winzige Stückchen Sonne, an dessen Hitze er sich die Finger versengt hatte. Er drückte verwundert an den Brandblasen herum, die sich gebildet hatten — denn auch diese waren für ihn etwas Neues und Unbekanntes — biß schließlich hinein und erschrak heftig, als er sah, daß das Blut, das da herauskam, dünn und hell war wie Wasser Da befiel ihn eine große Angst, er fürchtete für sein Leben.

Am nächsten Morgen befand sich Roboter mit einer großen Zahl seiner jungen Freunde auf einem Streifzug im Walde und zeigte ihnen allerlei neue Künste, an denen sie großes Vergnügen fanden. Die Ohren hätten ihm klingen müssen, denn drüben in der Wohnburg berief der Sigma-König die Ältesten seines Stammes zu sich, um mit ihnen die Frage zu erörtern, wie man sich weiterhin dem Fremden gegenüber verhalten solle.

„Der weiße Mann ohne Haare, von dem ich mit euch reden muß", begann er die Unterhandlung, „ist von anderer Art als wir, das wissen wir. Woher er zu uns gekommen ist, wissen wir nicht — das aber haben wir gesehen, daß sein Freund auf einem großen runden Vogel davongeflogen ist, in den weiten Himmel hinein. Und dieser Vogel hatte keine Federn, das haben wir gefühlt, und seine Flügel waren aus hartem Holz, und wir haben nie zuvor einen solchen Vogel gesehen. Auch die Sachen, die der Fremde bei sich trägt, haben wir nie gesehen und kennen sie nicht. Aber ihr wißt, daß sich einer der Unseren an einem dieser Dinge die Hand aufgeschnitten hat. Ich habe das Ding selber genau angesehen, es war nicht aus Stein und nicht aus Holz, es war nicht spitz und auch nicht scharf, und doch hat der Mann sich daran die Hand aufgeschnitten. Und nun seht hier meine eigene Hand!"

Sie betrachteten stumm die Finger, die er ihnen hinhielt. An den zerbissenen Brandstellen hatte sich die Haut abgelöst, feucht und rot schimmerte das rohe Fleisch hervor.

„Ich habe mir die Hand nicht an einem Stein gequetscht und nicht an einem Baum im Walde zerschunden", fuhr das Stammesoberhaupt fort. „Aber wie bin ich dazu gekommen? Ich weiß es nicht, ich begreife es nicht. Ich habe ganz ruhig auf dem Stumpf in der Wohnung des Fremden gesessen — da hat mit einem Male — wie soll ich es erzählen? Wenn ihr des Nachts zum Himmel hinaufblickt, so seht ihr ihn übersät mit hellen Pünktchen. Solch ein helles Pünktchen hat plötzlich auf dem großen Baumstumpf in der Wohnung des Fremden gestanden, und als ich danach griff, ist mir ein Schmerz, wie wenn mich ein Tier gebissen hätte, durch die Glieder gefahren. Es ist nur die Hand gewesen, aber konnte es nicht ebensogut der ganze Körper sein? Er hat vielleicht gewollt, daß ich tot umfallen sollte."

Ein Murmeln des Schreckens wurde unter den Versammelten laut, sie sahen einander mit Blicken des Grausens an.

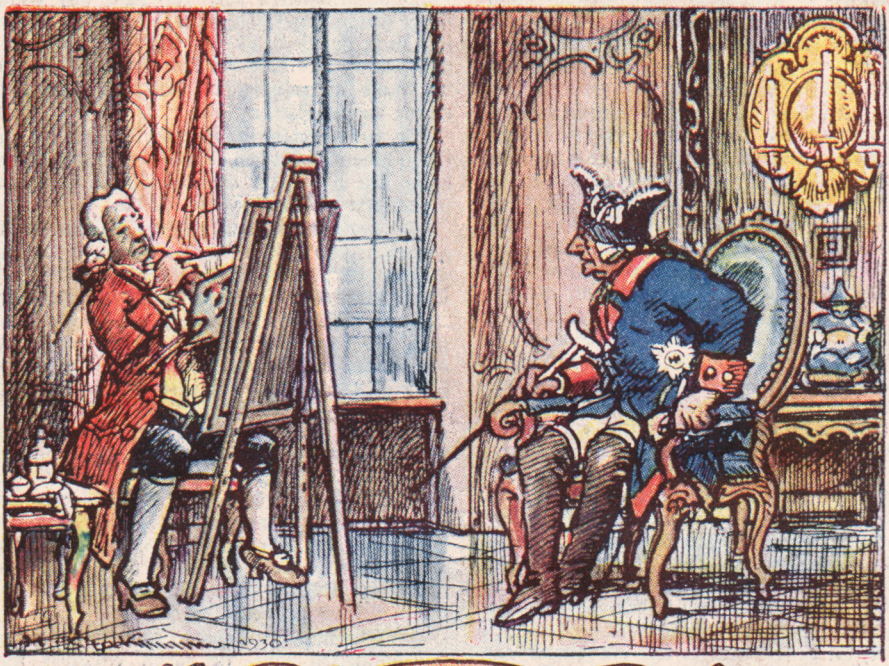
„Es ist schon so", nahm ein anderer das Wort, „dieser Fremde weiß vielerlei, was wir nicht wissen, kann vielerlei, was wir nicht können. Ich sage, er ist kein Mensch — aber was er ist, das kann ich nicht sagen. Wir sollten ihn nicht frei umherlaufen lassen, wir sollten ihn gefangensetzen."

„Das wird uns wenig helfen", sagte ein dritter. „Habt ihr vergessen, daß aus seinem Arm, als wir ihn jagten, der Blitz und der Donner gefahren ist und daß mehrere der Unsrigen davon den Tod gehabt haben? Damals habe ich dir geraten", wandte er sich an das Oberhaupt, „ihn totzuschlagen, du wolltest es nicht."

„Dazu ist noch immer Zeit", antwortete der Gebieter. „Und jetzt will ich es. Der Fremde hat die Macht, uns zu schaden, ja, uns zu töten — deshalb, ehe er uns tötet, wollen wir ihn töten. Wer ebenso denkt und will wie ich, der hebe die Hand!"

Sie gaben alle das Zeichen des Einverständnisses. Da trat ein junger Mann mitten unter sie — es war der älteste Sohn des Königs — ein Bursche von zwanzig Jahren, der sich in den letzten Tagen mit mehreren Gleichaltrigen Roboter angeschlossen hatte. Er kehrte eben aus dem Walde heim und hörte gerade noch die letzten Worte seines Vaters.

(Fortsetzung folgt)



Der alte Fritz und der Maler

Es gibt sehr wenig gute Porträts aus der späteren Lebenszeit Friedrichs des Großen, weil der König ungern einem Maler saß. Ein damals recht bekannter Porträtmaler war nun darum eingekommen, den König nach dem Leben malen zu dürfen. Endlich, nach langem Zögern, hatte sich Friedrich dazu entschlossen, dem Künstler einige Sitzungen in Sanssouci zu gewähren.

Der Maler fing mit größter Begeisterung seine Arbeit an, als ihm der große König wirklich leibhaftig gegenübersaß. Aber — aber — Friedrich hielt absolut nicht still; er sprach mit seinen Lieblingswindspielen, die er mit in das Kabinett gebracht hatte, nahm jeden Augenblick eine neue Prise, zupfte an seiner spitzen Nase und vergaß schließlich, daß er als Modell dienen sollte. — Der Künstler war in heller Verzweiflung und erlaubte sich endlich zu sagen: „Wenn Ew. Majestät die Gnade haben wollten, recht stillzuhalten, so wäre ich Ew. Majestät untertänigst dankbar!"

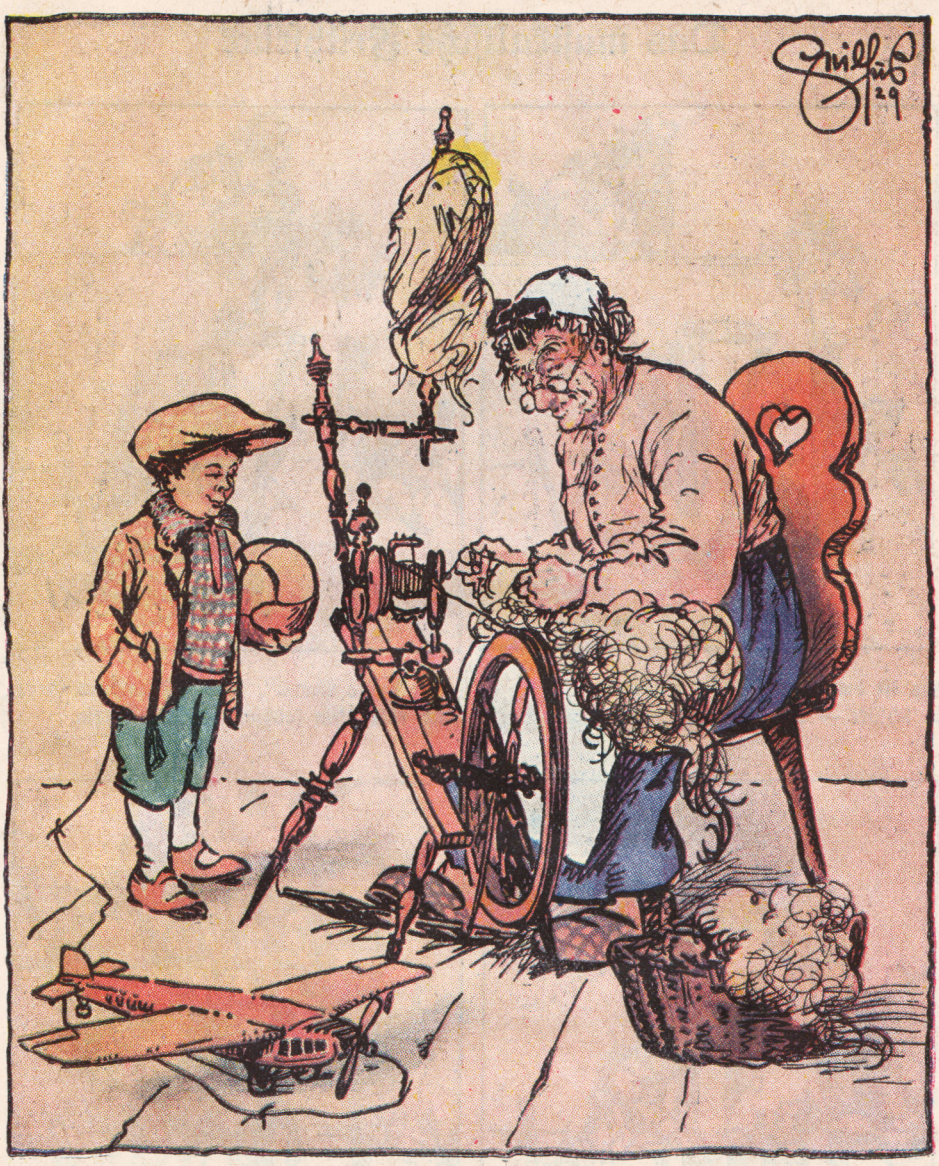
Der König gab sich mit saurem Gesicht die größte Mühe, stillzuhalten, kürzte aber die Sitzung möglichst ab.

Als der Maler am nächsten Tage zur zweiten Sitzung erschien, dachte er, schon zu spät gekommen zu sein, denn er sah bereits Uniform und Dreispitz. Doch wer beschreibt das Erstaunen des Künstlers, als er wahrnahm, daß die Sachen auf einer Kleiderpuppe saßen. An dem Uniformrock war ein Zettel befestigt, auf welchem der Maler folgendes las:

„Er mag meyn Portrait nach der poupée mahlen,
Ich habe etwas Anderes zu thun, als Mir von Ihm
„Stillgestanden" Kommandieren zu lassen. Fch"

Der Maler mußte wohl oder übel das Bildnis des alten Fritzen nach der Puppe fertigmalen, er war noch froh, daß er bei der ersten Sitzung die Gesichtszüge des großen Königs deutlich genug angelegt hatte.

Hans Holdermund

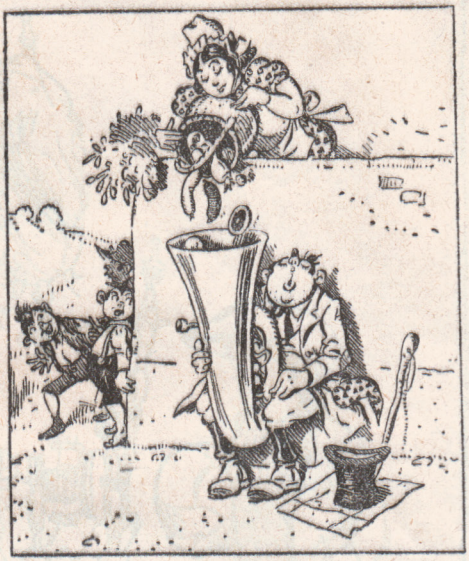


Großmütterchen am Spinnrad

Großmütterlein, Großmütterlein
Spinne die Fädchen, spinne sie fein,
Spinne das Fädchen »Vergangenheit«
herüber zu uns in die neue Zeit!

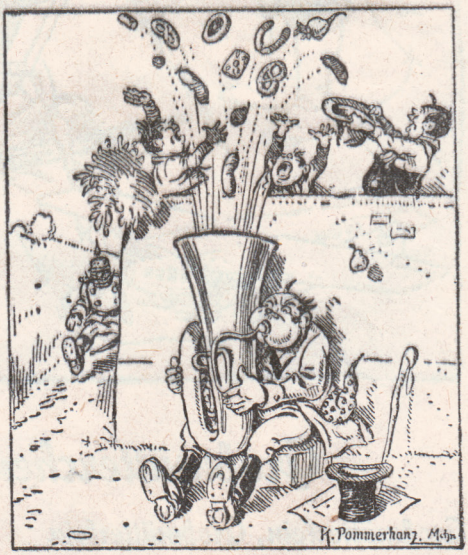
Das musikalische Frühstück

Das ist der Musikus, Herr Meier;
Er schläft — und schnarcht ganz ungeheuer.

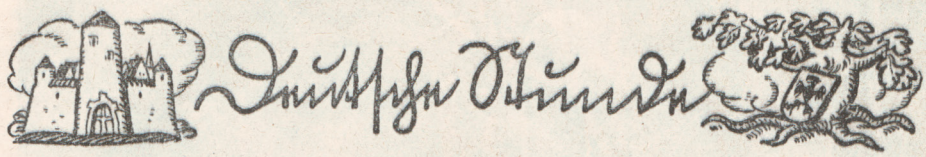


„Der arme Mann", spricht Nachbars Grete,
Und füllt ihm seufzend die Trompete.

Den Buben macht die Sache Spaß:
„Ach, Onkel Meier, blas' uns was!"



Mit Vollkraft bläst der Musikant
Den Buben das — „Schlaraffenland".



Geleitet von Lehrer Harald Wolf

(62. Fortsetzung)

Der reiche Bettler ohne Selbstachtung

Wir beginnen nun, die Behauptungen zu widerlegen, die die Verteidiger des Fremdwortes vorbringen. Als erste Beschönigung der Fremdwortseuche hatte ich genannt: die gewaltige Überschwemmung der deutschen Sprache mit Fremdwörtern sei eine natürliche und unabwendbare Erscheinung, mit der wir uns abfinden müßten, weil sie einfach eine Folge der immer inniger werdenden Beziehungen der Kulturvölker sei.

Das sich unheimlich verschlimmernde Übel ist aber gar nicht selbstverständlich. Die Sprachen unserer benachbarten Kulturvölker strotzen ja auch nicht von Fremdlingen. (Siehe Rundfunkvorträge, Bücher, Zeitungen und Zeitschriften des Auslandes!) Könnten sonst die Ausländer unwidersprochen und dauernd über die in der ganzen Welt bekannte Fremdwortliebe der Deutschen ihren beißenden Spott ausgießen und Witze reißen? Der Franzose — mit seinem ausgeprägten Selbstbewußtsein! — belächelt uns selbstgefällig, der Engländer zeigt selbst in Gesprächen mit Deutschen ganz unverhohlen seine grenzenlose Verachtung unseres Gebarens.

Unnatürlich ist dieser Zustand aber auch, weil unsere Muttersprache — verglichen mit anderen Sprachen — so überreich und unerschöpflich ist, daß ohne große Mühe für alles Neue deutsche Wörter zu finden sind. (Siehe 36. Fortsetzung!) Wir gleichen einem Reichen, der schamlos Ärmere anbettelt und sein prächtiges Kleid mit Fetzen flickt!

Daß aber dieser beschämende Übelstand gar wohl und leicht zu beseitigen ist, das hat sich ja ganz deutlich 1914 — im Weltkrieg! — gezeigt. Als sich unser Volk in dieser schweren Notzeit auf sich selbst besann, da erkannte es auch sofort, wie würdelos es sich benommen hatte, als es seine schöne Sprache mit fremden Brocken so arg verseuchte. Der Haß auf die Kriegsgegner richtete sich nun auch gegen die geborgten Wörter; sie wurden geächtet und hinausgeworfen. In einer Zeitschrift aus jenen Tagen lese ich: „Die Freude an einer reinen deutschen Sprache ist erwacht, und man ist jetzt mehr als je bestrebt, den Gebrauch von Fremdwörtern zu vermeiden. Es ist Ehrenpflicht aller Deutschen, auf diesem Wege fortzufahren." Damals wurden wir Portemonnaie (Geldtäschchen), Perron (Bahnsteig), Adieu (behüt Gott, grüß Gott usw.), Pardon (Verzeihung), Annonce (Anzeige), Billett (Fahrkarte), Kuvert (Briefumschlag), Etage (Stockwerk), Mansarde (Dachgeschoß), Trottoir (Bürgersteig), retour (zurück), Kupee (Abteil) und viele andere ohne Mühe los. In Vereinen, Schulen und Kränzchen wurde jedes überflüssige Fremdwort mit 5 Pfennig „Strafe" belegt. (Das Geld diente dann zur Linderung der Kriegsnöte!)

Auch 1815, 1848 und 1870 (warum gerade da?) fegte dieser „Reinigungsbesen" viel fremden Schmutz aus der Umgangssprache hinaus.

Müssen aber denn immer erst schwere Zeiten, Bedrückung und Erniedrigung für unser Volk kommen, damit sein Ehrgefühl erwacht, daß es erkennt, daß auch die Sprache zum Deutschtum gehört? Ist es nur in solchen Zeiten „Ehrenpflicht aller Deutschen, die Sprache reinzuhalten"?

Sollte es nicht auch ohne äußeren Anstoß soviel Selbstachtung aufbringen und der Schmach der Fremdwörtelei ein Ende bereiten können?

Ein Volk kann mitten im regsten Güter- und Gedankenaustausch mit fremden Völkern stehen, es kann Achtung, ja Hochachtung vor den Nachbarvölkern und ihrem Können und Wesen haben und braucht doch nicht mit dem Fremden zugleich die fremde Bezeichnung zu übernehmen.

Deshalb wollen wir auch nicht die Beschmutzung unserer Muttersprache gleichgültig als unabwendbares Übel hinnehmen und uns damit abfinden. Wir müssen vielmehr alles daransetzen, daß wir nicht weiterhin zum Gespött aller Welt gemacht werden können. Oder soll der Ausspruch Rivarols wirklich berechtigt bleiben: „Von den Deutschen (!) hat Europa gelernt, die deutsche Sprache zu verachten"?

Die meisten freilich wissen und ahnen gar nicht, wie sehr sie durch ihre Fremdwortsucht dem Ansehen Deutschlands in der Welt schaden. Es wird auch nicht besser werden, wenn wir nicht die Wurzel dieses Übels ausroden! Nach ihr wollen wir das nächste Mal graben.

Das Okapi

1901 drang zum ersten Male die Kunde von der Entdeckung eines neuen großen Säugetieres nach Europa. Es war im Kongostaat gelungen, ein Okapi zur Strecke zu bringen, ein zur Gattung der Giraffen gehöriges Tier von kräftiger Gestalt. Das Okapi bewohnt den dichten, versumpften Urwald des Kongogebietes, den es, Nahrung suchend, scheu und vorsichtig durchzieht, so daß es nur wenigen Forschern bisher gelang, ein Exemplar zu erlegen.

Das Männchen ist 1½ Meter hoch, das Weibchen etwas kleiner. Der zugespitzte, kräftig geformte Kopf trägt kleine, nach hinten gerichtete Hörner und sehr große Ohren. Das glänzende Fell ist kräftig braunrot gefärbt, hierzu kontrastieren die tiefschwarz und leuchtend weiß gestreiften Oberschenkel der Vorder- und Hinterbeine. Das junge Okapi ist schwärzlich bis tiefschwarz gefärbt. Von den Sinnen ist der Gehörsinn besonders stark ausgeprägt. Das Tier nimmt das leiseste Geräusch wahr und entzieht sich leicht jeder Gefahr durch die Flucht.

In letzter Zeit ist es allerdings gelungen, ein lebendes Exemplar zu fangen, das nun in einem Tiergarten aufgezogen werden soll.

Zeichnung von Prof. Willy Stöwer

Wenn wir die heutigen Riesenschiffe unserer Kriegs- und Handelsmarine betrachten und mit ihnen die Schiffe des Altertums vergleichen, dann gelangen wir zu der überraschenden Tatsache, zugestehen zu müssen: „Es ist alles schon dagewesen." Auch schon im Altertum hat es Schiffe von riesiger Größe mit ungeheurer Ladefähigkeit gegeben, und auch die Wehrhaftigkeit und die prächtige Ausstattung jener Schiffe war, entsprechend den Verhältnissen der alten Zeit, erstaunlich und allen damaligen Anforderungen vollauf genügend. Jetzt, wo in Deutschland die Schiffahrt wieder im Aufblühen begriffen ist, und jeder Vaterlandsfreund auf das Wachsen unserer Handelsschiffahrt achtet, ist es gewiß anregend, einmal an zwei Beispielen einen Vergleich anzustellen.

Ptolomäus Philopator, der König von Ägypten, ließ in Alexandrien ein Riesenschiff, eine große Galeere bauen; sie war fast ebenso groß wie der ehedem dem Norddeutschen Lloyd in Bremen gehörende und in dem russisch-japanischen Kriege an Rußland als Ballonschiff verkaufte Schnelldampfer „Lahn". Die Galeere des Ptolomäus war nämlich 140 Meter lang und 12 Meter breit. Allerdings war sie bei weitem nicht so hoch, wie die „Lahn", und gerade wegen ihres flachen Baues war sie, wie alle Galeeren, wenig seefähig für die offene, hohe See. Sie hatte drei übereinander-

liegende Decke; außer der Schiffsbesatzung waren noch 4000 Ruderer an Bord, von denen — wie meist auf solchen Galeeren — die eine Hälfte Freie und die andere Sträflinge waren.

Die gewöhnlichen Galeeren hatten meist nur eine Länge von 50 Meter und eine Breite von 6 Meter; auch sie waren wenig seefähig, denn auch hier befanden sich die untersten Ruderbänke ziemlich dicht über dem Wasser. Auf solchen Galeeren waren etwa 450 Ruderer tätig; sie saßen auf 25 bis 50 Ruderbänken, und an jedem Ruder oder Riemen arbeiteten drei bis fünf Mann. An den ganz langen Riemen der oberen Schiffsdecke waren auch 8—10 Mann tätig.

Wer aber den mächtigen Schnelldampfer „Lahn" mit seiner Besatzung von 385 Mann so genau kennt, wie der Schreiber dieser Zeilen, der kann sich leicht vorstellen, wie groß diese niedrigen, sehr langen und breiten Galeeren auf dem Wasser dem Auge des damaligen Beschauers erscheinen mußten.

Aber eine noch weit größere Galeere ließ der König Hiero von Syrakus durch den griechischen Schiffbaumeister Archimedes bauen. Sie hatte, ganz unseren ehemaligen neuesten Kriegsschiffen entsprechend, auch einen Rammsporn vorn an der Spitze und eiserne Brüstungen oder Schanzbekleidungen. Unsere großen Schlachtschiffe haben auf dem Oberdeck schwere drehbare Panzertürme, in denen Geschütze allerschwersten Kalibers stehen; die Riesengaleere Hieros hatte ebenfalls acht Türme, von denen aus durch Wurfmaschinen Steine von drei Zentner Gewicht mehrere hundert Meter weit geschleudert werden konnten.

Was aber die Ausstattung und Prachtentfaltung der Schiffe in alter Zeit angeht, so kam man darin unseren neueren und neuesten Ozeanrennern noch viel, viel näher. Auf den heutigen schwimmenden Palästen oder Hotels gibt es Musik-, Rauch-, Damen- und Kindersalons, ein Wiener Café, Badekabinen, und neuerdings auch ein Turnzimmer; aber auch die soeben erwähnte Galeere des Hiero hatte einen prächtig eingerichteten Speisesaal, eine Bibliothek, einen Turnsaal, Bäder, einen Venustempel, und — man höre und staune — sogar einen Ziergarten. Der Speisesaal war mit herrlichen golddurchwirkten purpurnen Stoffen geziert. Die Wände des Venustempels bestanden aus kostbarem Cypressenholz, und auserlesene Gemälde und Bildsäulen schmückten das Innere. Es sei übrigens hier noch bemerkt, daß Archimedes, während diese mächtige Galeere auf den Helligen lag, die oft angeführten Worte sprach: „Gebt mir einen festen Punkt, und ich will die Welt aus den Angeln heben."

Jedenfalls sehen wir aus den vorstehenden Zeilen, daß die Schiffe des Altertums in ihrer Art großartig waren.

Auflösung der Rätsel aus „Coco" 26

Silbenrätsel:

1. Alpenveilchen, 2. Nelke, 3. Ehrenpreis, 4. Maßlieb, 5. Oleander, 6. Narzisse, 7. Enzian. Anemone.

Palindrom:

Rebe, Eber.

Wer erät's?:

Pappel — Pappe.

Zahlenrätsel:

Kaspar — Arrak — Spree — Park — Espe — Rappe.

Bilderrätsel:

Ein überspannter „Gelehrter".

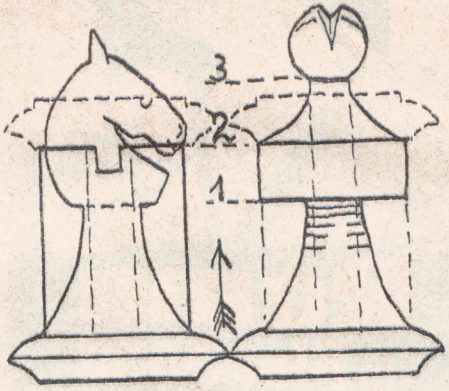
Magisches Quadrat:

g	a	b	e	l
a	d	e	l	e
b	e	s	e	n
e	l	e	n	d
l	e	n	d	e

Schachfiguren

Das Schachspiel ist eine beliebte Unterhaltung für jung und alt, aber die Figuren sind nicht ganz billig, deshalb wollen wir sie selbst anfertigen.

Nötig sind hölzerne Garnrollen, und zwar die kleinen. Es werden zweimal 16 Rollen gebraucht. Es ist selbstverständlich, daß man sich auf Mutters Nähkorb dabei nicht beschränken kann; denn es dürfte eine ganze Weile dauern, bis Mutter 32 Rollen verbraucht hat. Man muß also zu allen weiblichen Mitgliedern der Bekanntschaft für die nächste Zeit ganz besonders liebenswürdig sein!



Links: Turm und Springer.
Rechts: bis 1 Bauer, bis 2 Läufer, bis 3 Dame, dann König.

Die einfachste Figur ist der Turm. Wir schneiden den einen Wulstrand der Rolle mit der Säge ab, verstopfen die Öffnung mit einem eingeleimten Pflock — das geschieht bei jeder Figur! —, schneiden kreuzweise 2 Rillen in die Schnittfläche, und der Turm ist fertig! 4 davon sind nötig.

Die beiden Wulstränder der Rollen zeigen verschiedene Formen. Wir achten natürlich darauf, daß immer der gleiche Wulst den unteren Sockel der Figuren bildet.

16 Bauern müssen hergestellt werden. Wir schneiden die Rollen bis 1 ab (siehe Zeichnung), der Pflock wird eingeleimt und die Rolle mit dem Taschenmesser hohl bis zum Pflock angespitzt (konisch geschäftet).

4 Läufer sind zu bauen. Wir schneiden bei 2 ab, pflöcken, machen mit der Säge einen Einschnitt bei 1 und schäften nicht ganz so dünn wie bei den Bauern.

Für die beiden Damen lassen wir die Rollen ganz. Man macht den Einschnitt bei 1 und schäftet an wie beim Läufer. Dann spaltet man den oberen Wulstrand mit dem Messer ab und schäftet noch mal bis zum Pflockende 3 an.

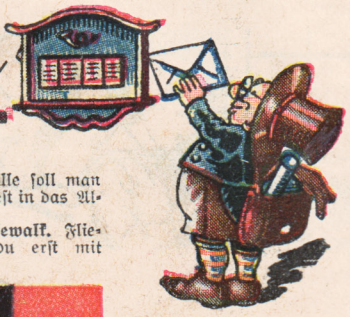
Auch der König muß zweimal gebaut werden. Er ist genau wie die Dame herzustellen, nur läßt man den einzuleimenden Pflock etwas herausstehen und gibt ihm oben einen abgerundeten Kopf, den man kreuzweise einkerbt.

Die 4 knifflichen Pferdchen, die Springer, verlangen richtige Holzbildhauerarbeit. Mit der Laubsäge gibt man den einzuleimenden Köpfen die grobe Form. Dann kann man an Einzelheiten noch mit dem Messer herummodellieren.

Nun muß die Hälfte der Figuren schwarz gemacht werden. Das kann mit schwarzer Farbe, mit Tinte oder mit Tusche geschehen. Wer Geld zur Verfügung hat, kauft sich dann noch farblosen Luftlack und lackiert alle Figuren, die schwarzen und die weißen, einmal über. Immer wird er mit diesen Figuren Ehre einlegen.

Auch das Schachbrett kann man sich aus jedem genügend großen Pappdeckel herstellen. Man muß dazu 8×8 quadratische Felder abwechselnd schwarz und weiß aufzeichnen.

Briefkasten



„Palmin-Post" wünschen zu tauschen: Artur Kulp, Frankfurt a. M., Weberstr. 3; Hildegard Jholz, Bonn a. Rh., Josephstr. 4; Karl Gerwig, Neckarhausen o. M., Nürtingen (Württemberg); Werner Spietken, Berlin N 113, Dänenstr. 6; Anita Koch, Gut Neuendorf bei Tapiau; E. Nommensen, Bad Oeynhausen, Wiesenstr. 17; Horst Stiehler, Schwepnitz (Sa.), Bahnhofsgebäude; H. Bergsträsser, Darmstadt, Pallaswiesenstr. 166; Heinz Nachtigal, Czarlin, Post Dirschau; Hans Manigel, Leschnitz (O.-Schl.), Krs. Groß-Strehlitz; Rudolf Blochberger, Saalfeld a. d. Saale, Kanonengasse 4.

Briefmarken tauschen: Rudolf Schilling, Schweidnitz, Herrenstr. 22; Herbert Krech, Schmalkalden i. Th., Karlstr. 44; Kurt Müller, Essen-Katernberg, Rotthausener Str. Nr. 110.

Briefwechsel mit Mädel, 16 Jahre alt, wünscht Elenore Schwarz, Altenburg (Thür.), Steinweg 2.

Gici Häck, Essen, Söllingstr. 142, 16 Jahre alt, wünscht Briefaustausch mit Jungen oder Mädel über Fragen der Kunst und des Lebens.

Evchen, Hildesheim. Aber Evchen, vor Eidechsen brauchst du dich nicht zu fürchten, sie sind ganz harmlos, sogar die ganz großen, die es allerdings nur noch auf der Insel Komodo, östlich von Java gibt. Wenn du einmal nach Berlin kommst, kannst du eine so große über 2 Meter lange Eidechse im Zoologischen Garten sehen.

Kleiner Eisenbahner, Leipzig. So ein Speisewagen mit seiner feinen Einrichtung kostet mindestens 100 000 RM. Hast du dir schon einmal die kleine Küche angesehen? Dort werden täglich 200—300 Portionen hergerichtet. In der Reichsbahn laufen etwa 300 Speisewagen im Werte von 30 Millionen Mark.

Kleiner Briefmarkensammler, Meißen. Die Warnung, keine Briefmarke mit dem Mund anzufeuchten, ist nur zu berechtigt. Auf dem Klebstoff haften Bakterien aller Art. Beim Briefmarkensammeln gebraucht man Klebefalze. In keinem Falle soll man Briefmarken fest in das Album kleben.

Herbert, Pasewalk. Flieger kannst du erst mit 18 Jahren werden. Du mußt also noch warten. Wenn du keine Aufnahmeprüfung machen willst, mußt du vorher ein Jahr als Monteurschüler bei der Deutschen Verkehrsfliegerschule in Braunschweig gewesen sein. Die Ausbildung als Seeflugzeugführer dauert 4 Jahre.

Joseph, Linz a. Rhein. Deine Frage ist recht verzwickt. Am Nordpol ist die gleiche Menge Flüssigkeit schwerer als am Aquator. Ein Faß von 1000 Liter wiegt am Aquator 8 Pfund weniger als am Nordpol. Ein Eskimo von 2 Zentner Gewicht würde am Aquator 400 Gramm weniger wiegen. Auf einem großen Berg, wie dem Watzmann oder der Zugspitze, würde ein Faß Bier erheblich weniger wiegen als im Flachland. Es hängt das mit der Rotation unserer Erdkugel zusammen, die sich naturgemäß an ihren äußersten Rändern am größten auswirkt.

Heiner, Kitzingen. Der Zeppelin wiegt 55 000 Kilo. Seine Tragfähigkeit beträgt 33 000 Kilo, er kann 10 000 Kilometer weit ohne Zwischenlandung bei günstigem Wetter fliegen.

Pferdefreund, Ostpreußen. Die einzigen Wildpferde in Europa befinden sich im Gehege des Herzogs von Croy in der Nähe des Klosters Maria Venn in Westfalen. Die Pferde, eine kleine langhaarige Rasse, wachsen dort völlig wild auf. Die Herde ist ungefähr 200 Tiere stark. Alljährlich werden kräftige Jährlinge eingefangen.

Beim Einkauf von Margarine „Rama im Blauband" erhält man umsonst abwechselnd von Woche zu Woche die Kinderzeitung „Die Rama-Post vom kleinen Coco" oder „Die Rama-Post vom lustigen Fips".

Fehlende Nummern sind gegen Ersatz unserer Porto-Auslagen von 5 Pf. (in Briefmarken) pro Exemplar vom Verlag erhältlich.

Wer etwas mitzuteilen hat, schreibe an: „Die Rama-Post vom kleinen Coco", Berlin C 2, Union-Haus, Burgstr.

Verlag: Lintas, G. m. b. H., Berlin. Verantwortlicher Redakteur: Otto Heinz Palm, Berlin-Mahlsdorf.
Druck: Fredebeul & Koenen, Essen.